Nebraska
Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 29. | Grand Island, Nebr., 18. September 1908. (Zweiter Theil.) | Nummer 4.

Ein schwerer Sieg.

Ich rang. Und mit mir rang das Glück.
Und mit mir rang die Seligkeit.
Und jede Waffe brach zu Stück,
Und jeder Sieg war Herzeleid.

Und als es endlich doch, das purpurwarme
Am Boden lag, das wundgestoß'ne Glück,
Da rang ich sehnsuchtsvoll die Arme
Nach seinem gold'nen Schein zurück.

Ich Thor, mir hielt den Blick ja schon umfangen
Die graue Frau mit welkem Angesicht.
Da bin ich stöhnend heimgegangen,
Und die mich führte — war die Pflicht.

Die Stimme des Ohrs.

Novelette von Eberhard Kraus.

Der Chef blickte Meta Lindner, das einzige seiner Telephonfräulein, das sich noch niemals einen ernsteren Tadel zugezogen hatte, mit gerunzelter Stirn an. —

Mit den Fingerknöcheln auf einen vor ihm ausgebreiteten Brief klopfend, bemerkte er:

„Der Tuchfabrikant Reibmann wird doch nicht ohne Grund anfragen, welche Dame am Montag um 10 Uhr 25 mit ihm gesprochen hat. Gewiß sind Sie unfreundlich und ungeduldig gewesen, Fräulein Lindner."

„Enthält der Brief denn eine Beschwerde über mich?" fragte die Angeredete mit überlegenem Lächeln auf den feingeformten Lippen.

„Das nicht, aber —"

„Nun, dann darf man ja das Weitere ruhig abwarten. Alle meine Kolleginnen werden bezeugen, daß ich eine himmlische Geduld habe, daß ich stets bemüht bin, so gleichmäßig und freundlich wie nur irgend möglich zu sprechen. Herr Reibmann allerdings macht es mir schwer genug; er ist der nervöseste von allen an unser Amt Angeschlossenen. Dabei hat er eine Stimme, die einem ordentlich das Trommelfell zersägt, Mark und Beine zerschneidet."

„Es wird wohl so schlimm nicht sein. Nun wir wollen mal sehen, was nachkommt."

Dabei nickte der Gewaltige, zum Zeichen, daß er die Unterredung als beendet ansah.

Was nachkam, war — ein Privatbrief des Herrn Reibmann an Fräulein Lindner, der folgenden Wortlaut hatte:

„Sehr geehrtes Fräulein! Am 14. currentis war ich wieder etwas schwer zufrieden zu stellen, befand mich nicht in bester Stimmung, denn ich hatte kurz vorher eine unerwünschte Nachricht erhalten. Gewöhnlich regt man sich noch mehr auf, wenn man in solchem Zustande an das Telephon eilt. Ich habe mich dort beruhigt, und das habe ich einzig und allein Ihnen zu verdanken, mein werthgeschätztes Fräulein. Ihre Stimme, Ihr freundlicher Ton waren Oel auf die Wogen meines Aergers. Ihr Organ klingt wie die reine Musik, und da würde ich mir gern einen Besitztitel darauf verschaffen — selbstverständlich einen durchaus ernsthaften und legitimen und unter der Voraussetzung, daß Sie nicht prinzipiell abgeneigt sind. Daß Ihr Ruf tadellos ist, weiß ich mit Sicherheit, habe auch niemals daran zu zweifeln gewagt. Haben Sie, bitte, die große Liebenswürdigkeit, mir jetzt zunächst Ihre Photographie zu übermitteln. Wenn Ihre Erscheinung auch nur einigermaßen dem Bilde entspricht, das ich mir nach den Eindrücken meines Gehörs von Ihnen gemacht habe, dann wird es mir das höchste Glück sein, Ihre persönliche Bekanntschaft machen zu dürfen und — falls sich hierbei gegenseitige Neigung einstellt — mit Ihnen einen Bund für das Leben zu schließen. Setzen Sie Ihrer Güte die Krone auf, werden Sie das Oel meiner erregten Stunden und die Musik meines Hauses. Mit vollkommenste Hochachtung und Ihrer geschätzten Rückäußerung gewärtig

Ihr sehr ergebener
Ernst Adam Reibmann."

Meta bekam einen Todesschreck. Diese rauhe, zänkische Stimme, dieses unruhige, dauernd erregte Temperament hielten um ihre Hand an! Hinter diesen Gespenstern, die ihrem Meister gleichsam als ungeduldige Freiwerber vorauseilten, sah sie nicht Lockendes und Gewinnendes nahen. Sie kannte nur die Unhöflichkeit und Nervosität des Mannes, nicht ihn selber. Und da sie noch jung und überdies sehr hübsch war, so lockte die Aussicht auf eine gute Partie sie sehr wenig; sie rechnete noch immer auf einen Freier, der gleichzeitig schön und liebenswürdig war und sein Auskommen hatte.

Sollte sie abschlägig oder gar nicht antworten? Sie gehörte zu lange dem Geschäftsleben an, um nicht zunächst auf eine diplomatische Erledigung der ihr so peinlichen Angelegenheit bedacht zu sein. Da kam ihr ein rettender Einfall. Sie hatte in ihrem Album eine größere Anzahl von Photographien ihrer Freundinnen und Kolleginnen. Sie brauchte nur einfach die am wenigsten reizvolle herauszusuchen und sie dem unwillkommenen Freier mit der Bitte um baldige Rückgabe zu übersenden. Dann vergingen ihm gewiß sofort alle Heirathsgedanken, und sie hatte sich mit Schick und Glück aus der Klemme gezogen.

Ihr in höflichen, aber unbestimmten Wendungen gehaltener Antwortbrief mit der beigefügten Photographie einer Freundin, bei der sich Korinthaugen mit einer Kartoffelnase und einem Fischmund zu einem etwas verblüffenden Salat vereinten, ging ab.

Am übernächsten Tage eröffnete ihr Ernst Adam Reibmann zu ihrer nicht geringen Ueberraschung:

„Sehr verehrtes Fräulein! Durch Ihr gütiges Schreiben vom gestrigen mit inliegender Photographie haben Sie mich außerordentlich erfreut. Der Vorstellung, die ich mir von Ihnen gemacht habe, entspricht sie allerdings nicht ganz — ohne daß ich mir damit irgend ein Urtheil herausnehmen möchte —, aber ich glaube, daß die nähere Bekanntschaft mit Ihnen mir auch über dieses Manko in der Anbahnung einer kompletten Fühlung zu Ihrer werthen Persönlichkeit hinweghelfen wird. Ich werde mich außerordentlich freuen, wenn ich Sie nächsten Sonntag präzise 5 Uhr Nachmittags in der Papprittschen Konditorei begrüßen kann. Ich werde im linken Knopfloche meines Gehrockes eine Gardenia haben und bitte Sie, als Erkennungszeichen bloß meinen Brief, der schon durch sein erbsengrünes Papier auffallen muß, in der Hand zu halten. Mit vorzüglicher Hochachtung und stets zu Ihren Diensten bereit Ihr zu aufrichtigstem Dank verbundener u. s. w."

Wunderbar — höchst wunderbar! Aber diese Gelegenheit, die sich ihr bot, Herrn Reibmann von Angesicht zu Angesicht zu erschauen, war schon deshalb besonders verlockend, weil sie gar nichts dabei riskirte. Gefiel er ihr, so gab sie sich zu erkennen; fand er ihren Beifall nicht, so konnte sie, da ihre Züge ihm ja fremd waren, den erbsengrünen Brief ruhig in der Tasche behalten. Dann hatte sie den Bewerber eben einfach „versetzt", wie ihre Kolleginnen, die mehr Uebung in solchen Begegnungen hatten, sich auszudrücken pflegten.

Schon um dreiviertel auf fünf saß sie in der Papprit'schen Konditorei vor einer Schokolade. Mit dem Schlage fünf öffnete sich die Glasthür, und herein trat ein Herr in mittleren Jahren mit glodenem Kneifer und dunklem, spitzgeschorenem Bart — eine Gardenia im Knopfloch. So ruhig und heiter, als habe er niemals etwas mit Geschäft, Telegraph und Telephon zu thun gehabt, sondern ein Millionenvermögen in mündelsicheren Papieren in den feuerfesten Gewölben der Reichsbank liegen. Hatte das alles ihre „ölige" Stimme bewirkt, wie Meta, still in sich hineinkirchernd, dachte? Oder war Herr Reibmann nur in den Bürostunden zappelig, außerhalb des Kontors aber ein liebenswürdiger und, wie es schien, sogar etwas phlegmatischer Weltmann? Das menschenkundige Telephonfräulein wurde ganz irre an ihren eigenen Erfahrungen und bekehrte sich sofort — ohne zu wissen — zu jener altindischen Philosophie, die alle Sinneswahrnehmungen für den schillernden Majaschleier des Irrthums und der Verderbniß erklärt.

Im nächsten Augenblick schimmerte das erbsengrüne Papier in ihrer Hand. Und als der Ankömmling sie noch immer nicht bemerkte, sondern seine Blicke suchend umherirren ließ, erhob sie sich.

„Wie kommen Sie zu diesem Brief, mein Fräulein?" fragte Reibmann befremdet.

„Ihr einfach, ich bin die Adressatin!"

„Nicht möglich! Hier ist — er zog die Photographie aus der Tasche — hier habe ich ja Ihr Bild!"

Meta warf einen flüchtigen Blick darauf und lachte mit vollendeter Schauspielkunst hell auf:

„Ach, da habe ich mich in der Eile vergriffen. Das ist ja eine meiner Freundinnen!"

Reibmann schüttelte den Kopf und zog eine Miene, als glaube er, eine recht „unsichere Kontoristin" — ein Begriff, der ihm am nächsten lag, aber hier keine Rolle spielte, da er ja kein Engagement für sein Kontor beabsichtigte — vor sich zu sehen. Doch er forschte nicht weiter, sondern äußerte hocherfreut: „So war meine erste Vorstellung von Ihnen doch richtig, mein liebes Fräulein. Die Stimme meines Ohres hat mich nicht betrogen!"

Meta wollte schon antworten: „Und mir hätte die Stimme meines Ohres niemals verrathen, was für ein netter Herr Sie sind."

Aber da sie jetzt keinen Grund mehr hatte, der „Anbahnung einer kompletten Fühlung zu ihrer werthen Persönlichkeit" Schwierigkeiten entgegenzusetzen, so schwieg sie wohlweislich und begrüßte die Thatsache, daß es auf dieser Welt Leute gibt, die ihrem Gehör mehr trauen, als ihrem Gesicht, mit aufrichtiger Befriedigung. Hätte Ernst Adam Reibmanns Ohr nicht gesprochen, wer weiß, wie lange sie dann noch auf jenes Wort hätte warten müssen, das jedes weibliche Ohr am liebsten hört.

Heimkehr.

Erzählung von **Marietta von Markovics.**

Ein warmer Frühlingsabend.

Ueber den in dämmerige Schleier sich hüllenden Hügel kam ein müder Wandersmann herab.

Tiefe Stille lag über die Runde gebreitet — nur manchmal, wenn der leise Nachtwind sich ein wenig verstärkt hatte, hörte man das Rauschen und Murmeln des fernen Waldbaches, der von den Bergen kaskadenartig zu Thale sprang.

Es war ein Mann in den letzten Vierzigerjahren, hoch von Gestalt; das fahle, eingefallene Gesicht zeigte etwas Versteinertes, als ginge ihm die Fähigkeit ab, zu lachen und fröhlich zu sein.

Durch die vollen, vordem tiefschwarzen Haupthaare zogen sich bereits feine Silberstreifen.

„Verkümmert — überflüssig auf der Welt —" das stand auf diesem müden Antlitz geschrieben.

Durch die Zweige der Büsche und Bäume ging ein sanftes, flüsterndes Rascheln, als wandle der schützende Geist der Natur umher und streife mit liebkosender Hand das schimmernde Grün, und an den Spitzen der Gräser tauchte zuweilen ein zartes, farbiges Leuchten auf, wie im Reflex der Sterne, die vor dem steigenden Mondlichte zu erblassen drohten.

Mit müden Gliedern, gedrückten Herzens erreichte der Wanderer eine alte Holzbank, die, wurmstichig und verfallen, vor einem großen Gebüsch stand, das Tausende von Goldregen-Dolden in voller Blüthenpracht schmückte.

Da war sie noch, die alte liebe Holzbank, die die Spiele seiner glücklichsten Kinderjahre gesehen, und einst den ersten und einzigen Sonnenstrahl des Glücks in seinem öden Dasein mit ihm erlebte.

Er ließ sich nieder auf diese Holzbank.

Verloren blickten seine Augen hinaus in die Ferne, über den grauschimmernden Sammet der Wiesen, das flimmernde Wasser des nahen Weihers, nach dem Städtchen, das vor ihm lag.

Traumverloren blickte er nach diesem kleinen Gartenstädtchen mit den niederen, unmodernen, rosen- und weinlaubumsponnenen Häusern, dem uralten Kirchlein und dem Rathhaus mit seinen verrosteten Zinken und Dachtraufen.

Seine Heimath — — —

Und während er unwillkürlich mit den Augen den Pfad verfolgte den er noch zu gehen hatte, um nach Waltershausen zu gelangen, stiegen ihm Bilder der Jugend auf, die er im Trubel der Großstadt, in der Tretmühle des ewigen Einerlei der Zahlenarbeit fast schon vergessen.

Die bleiche, dunkeläugige Mutter sah ihn an, zärtlich und wehmüthig zugleich. Sie legte im Sterben die Hände auf sein lockiges Haupt und flüsterte mit erblassenden Lippen:

„Nun muß ich von dir gehen, mein Johannes, mein einziger Liebling! Bleibe gut und brav — Gott mache dich glücklich!"

Ja — das Glück! Das Glück!

Es quoll heiß und schmerzlich in dem Einsamen auf — — das Glück — wo war es geblieben?

Gleich damals, als der einfache weiße Sarg, der die Mutter umschlossen, kaum noch unter der schwarzen Erdscholle verschwunden, da hatte die Freudlosigkeit für ihn begonnen.

Der schwache, geistig nicht hervorragende Vater war einer Verwandten, einer intriganten Witwe ins Netz gegangen und hatte wieder geheirathet.

Das war ein Fehler.

Viel Zeit, denselben zu büßen, blieb Herrn Kurt Diethofen nicht, denn zwei Jährchen darauf ruhte auch er draußen unter dem grünen Rasen.

Darauf kam Johannes — damals sechs Jahre alt — zu einem Onkel aufs Dorf, der eine Landschule hielt. Die Stiefmutter wollte sich „mit fremden Kindern" nicht das Leben verbittern.

Ohne Liebe kennen zu lernen, der Barmherzigkeit und der Gleichgültigkeit Fremder preisgegeben, war seine Kindheit vergangen.

Mit fünfzehn Jahren kam Johannes Diethofen als Lehrling zu einem Buchbinder, und dann zu einem Rechtsanwalt als Schreibkraft.

Die Noth und die graue Sorge hockten beständig an seinem Lager; aber noch war er jung, noch pulsirte warmes Leben in ihm.

Fehlte ihm auch das Talent, besonders fröhlich und ausgelassen mit Altersgenossen zu toben und zu lachen — ein Fünkchen Liebe zum Dasein, ein Athem von Sehnsucht, das Leben zu genießen, zu lieben und geliebt zu werden, steckte dennoch in ihm.

„Das Glück", das die geliebte Mutter für ihn erfleht hatte mit dem letzten Athemzuge — wo war es?

„O, Glück, wo bist du?" schrie es in ihm auf.

Und es kam ein Sonnenstrahl.

Es gelang ihm, eine Stelle als Buchhalter in einer großen Versicherungsgesellschaft zu erhalten, die halbwegs anständig bezahlt wurde.

Nun jubelte er beinahe auf. An einen eigenen kleinen Hausstand dachte er. Das Weibchen zu dem Nestchen — so dachte er — würde sich schon finden. O, er wußte schon eine, die ihm als Knabe schon aufgefallen. Das war Hildegard Liebenreich, die Tochter der Wittwe eines Magistratssekretärs in seinem Heimatsstädtchen. Hilde, mit den blonden, fliegenden Zöpfen, den rothen Wangen und lachenden Augen. Grübchen im Kinn — ja, die, die war die Rechte für ihn!

Einige Wochen später nahm Johannes Diethofen Urlaub im Amt und eilte auf Flügeln der Sehnsucht nach Waltershausen.

Das Heimathstädtchen stand auf demselben Fleck wie sonst; ein wenig nur hatte, man möchte sagen: die „Kultur" sein Aussehen beleckt.

Neue Gebäude am Marktplatz, ein paar Schmuckplätze vor den Schulen waren entstanden — doch wohin auch sein suchendes Auge glitt — die Menschen waren ihm fremd in Waltershausen geworden.

Zur Maienzeit, und eine Woche nach Pfingsten war es gewesen. Die Akazie stand in voller Blüthe und der Jasmin sandte berauschende Düfte in die Maienluft.

Da hatte er wiederholt Hilde Liebenreich aufgelauert, nachdem er ihrer Mutter und Schwester einen Besuch gemacht; er wollte die alte Kinderfreundschaft zum Anknüpfungspunkte nehmen und Hildes Herz für sich gewinnen.

Aber das Talent, bei den Frauen und jungen Mädchen den Schwerenöter und Süßholzraspler zu spielen, ging ihm vollständig ab.

Hilde Liebenreich schäkerte u. spielte mit ihm, wie in den Kinderzeiten, und erweckte Hoffnungen in ihm, und als er eines Nachmittags — genau bei dieser Holzbank, auf der er saß — ihr seine tiefe Neigung gestand, da lachte sie ihm ins Gesicht, und flog davon, wie ein schillernder, bunter Schmetterling.

Damals war es ihm, als sei in seinem Innern etwas gesprungen, etwas, das ihm körperlichen Schmerz verursachte und sein Herz wie mit einer Eisrinde umgeben hatte.

Zwei große braune Rehaugen hatten nach Hildes Davongehen mitleidig in die seinen geblickt, eine weiche, schmale Hand seine Rechte gestreichelt und eine leise, gedämpfte Altstimme ihm zugeraunt:

„Johannes! Mußt ihr nicht böse sein! Sie ist ein tolles Kind, trotz ihrer achtzehn Jahre, die Hilde! Mußt ihr nicht zürnen! Noch hat sie den Ernst des Lebens nicht erfaßt — vielleicht, wenn du später — —"

Und Rehaugen, schmale Hand und Altstimme hatten Linda Liebenreich, Hildens Schwester, gehört, die zwei Jahre älter war, als das Ideal seiner Träume.

Das Schamgefühl, lachend abgewiesen zu sein von der Auserkorenen, die Erbitterung und Enttäuschung, ließen ihn Lindas Trostesworte, ihr tiefes Mitgefühl gar nicht beachten.

Als er am zweiten Tage des Festes die Heimath verließ, folgten ihm die braunen Rehaugen, von Tränenschleiern verdunkelt, so lange sie ihn nur noch sehen konnten.

Johannes Diethofen sah das nicht.

An seinem hohen Pulte im Kontor stand er dann jahrein, jahraus — sein Herz schrumpfte allmählich ein und mußte die Gestalt einer jener zehn Ziffern annehmen, mit denen er tagein, tagaus zu thun hatte.

Hilde Liebenreich war ein Jahr nach der Abweisung, die sie Johannes ertheilt, die Gattin des sehr begüterten Brauerei-Direktors Worthmann geworden; aber in der schönen, appetitlichen Frucht hatte der Wurm gesteckt, der ihr die Lebensader durchnagte.

Ein Baby kam und nahm der jungen Mutter Frische und Jugendreiz, und nach dem zweiten, einem munteren Knaben, siechte Hilde in wenigen Wochen dahin.

Bald zählte das prächtige Erbbegräbniß der „Worthmann" eine stille Schläferin mehr.

Johannes Diethofen erhielt davon Kunde.

Noch mehr als sonst vergrub er sich in seine Bücher und Zahlen — und die zehn Stunden täglicher Arbeit in seinem dunklen Kontor machten schließlich einen verknöcherten Junggesellen aus ihm.

Nun aber war, nach Jahren der Einsamkeit, ein Tag gekommen, an dem das dürre Menschenreis, vom Frühlingssonnenschein geküßt, plötzlich ein wenig zu treiben und zu grünen begann.

Ein Frühlingstag, an dem ihn die ungewohnte, freie Zeit auf Promenaden und unter Menschen trieb.

Sein stumpfer Gleichmuth fiel wie eine Hülle von ihm ab. Sangen die Vöglein nicht gleichsam für sich allein? Die Kinder spielten, und keins sah ihn mit seinen hellen Guckaugen an?

Ja — wollten die ihn umringenden Leute nicht sehen, daß ein einsames Menschenkind unter ihnen wandelte und litt?

Und nochmals schwoll ihm das Herz nach etwas Unbekanntem, nie Gesehenen. Mit silbernem Stabe klopfte ein Etwas an sein verödetes Herz, und mit schmeichelndem Klange schlug eine leise Melodie an sein Ohr — ein Frühlingslied.

Und vor drei Tagen war er den öden Steinriesen der Hauptstadt entflohen.

Wie vor langer Zeit, als sein Haar noch tiefdunkel, seine Augen noch glänzend waren, trieb es ihn in die Heimath.

Nun sah er sie vor sich, seine Heimath — saß auf der Mutter Lieblingsplätzchen, der alten Holzbank, regungslos zurückgelehnt, mit Blicken, die sahen und auch nicht sahen — —

Da schlug ein süßer Ton an sein Ohr.

Im Dickicht des Goldregenbusches saß eine Nachtigall. Dieser Ton brachte Leben in den Träumer. Von seinem Herzen fiel es wie eine Eisrinde — wortloses Schluchzen erschütterte seinen Körper, dann rannen heiße, kristallene Tropfen ununterbrochen ihm über Gewand und Hände.

— — — — — — — — — — — —

„Aber — aber! — Sie verderben sich doch richtig noch die Augen, Fräuleinchen! Gleich wird es finster sein! Was? Noch nicht fertig sind Sie? — Ach, das lassen Sie nur bis zum Montag liegen! So etwas will der liebe Gott gar nicht, und besonders am lieben heiligen Sonntag! Nein — Sie gehen morgen mit uns. Wir machen eine Waldpartie, ich und die Kinder — mein Mann kommt nach! Ich hole Sie ab, Fräuleinchen — und nun — gute Nacht!"

„Gute Nacht, Frau Heimerdingen —"

Eine weiche, müde Frauenstimme — ein flüchtiges Lächeln.

Am Fenster des mit Weinlaub überwucherten Häuschens, nahe dem Park, saß ein halbverblühtes Mädchen. Das blasse Gesicht trug leider die Spuren überanstrengender Thätigkeit, aber in den Augen lag eine Welt von Herzensgüte, Zutraulichkeit, doch auch Resignation.

Es war Linda — Linda Liebenreich.

Kurz nach der Mutter Heimgang, mit dem die ohnehin so bescheidene Pension aufhörte, begann Linda sich eine kleine Existenz zu gründen.

Eine Schulfreundin, in der Residenz verheirathet, verschaffte Lina Arbeit in einem vornehmen Wäschegeschäft; dazu nahm sie einige Schülerinnen ins Haus. Unter ihren geschickten zarten Fingern entstanden die entzückendsten Spitzenjupons und Morgenkleider.

Mit den Jahren kam die Uebung — auch ein besserer Verdienst — aber auch mehr und mehr der Hang zur Einsamkeit. Geheirathet hatte Linda Liebenreich nicht, obgleich sich verschiedene Freier eingestellt hatten.

„Du liebe schöne Gottesnatur!" sagte sie leise und legte das Haupt an den geöffneten Fensterflügel. „Wann wirst du, großer Gott, deine Feuerzungen herniedersenden in die wachsende Dunkelheit, die die Menschen umgibt? Erleuchte auch mich — gib mir den heißersehnten Frieden — —"

Als sende der Himmel der Einsamen ein Zeichen, so begann in dem Augenblick die St. Marienglocke den Abendsegen zu läuten.

Durch die Wipfel des Parks ging ein leises Rauschen, und würziger Blumenduft kam aus des Nachbars Vorgarten herüber.

„Guten Abend!" sagte plötzlich eine zaghafte Männerstimme.

Linda Liebenreich sprang empor — der Herzensschlag drohte ihr zu versagen — unter Tausenden hätte sie diese Stimme wieder erkannt.

„Johannes!! Du — —"

Bald aber strömte das warme Herzblut zurück.

Und wie in den Tagen der Kindheit, legte sie ihre Hand auf den Arm des Jugendgespielen und plauderte heiter mit ihm, als seien sie nicht mehr als ein Jahrzehnt einander niemals begegnet.

Der Zauber der Weiblichkeit übte auf den vereinsamten, alternden Mann, zum erstenmal seit Jahren, eine magische Kraft aus — wie ein holder Traum erschien ihm alles — so wohl, so heimisch wurde ihm — so glückselig — —

Kam nun doch noch das Glück?

Und diese beiden verblühten, verlassenen Menschenkinder merkten es nicht, daß mit schwarzen Schatten der Spätabend hereinbrach.

Mit silbernen Fäden spann sich das Mondlicht durch alle Aeste des großen Birnbaumes, der vor dem Häuschen stand, und bildete ein zitterndes Mosaik von Licht und Schatten. Dies Licht verschönte Lindas Züge ungemein.

„— und morgen ist Sonntag, Johannes! Da bist du mein Gast! Des Morgen zur Kirche — Nachmittags in den Wald unter fröhliche Menschen — kommst du?!"

Er sah sie nur an. Sein Herz flog ihr zu.

Wie doch die silbernen Fäden des Mondlichts ihre braunen Rehaugen verklärten. *

Die Kulturgeschichte der Gemüse.

Der Hochsommer ist die Haupt- und Hochsaison der Gemüse mannigfachster Art, die infolge ihres meist niedrigen Preises in diesen Tagen auch auf der einfachen und bescheidenen Tafel nicht fehlen. Die wenigsten der Gemüseesser dürften aber über die Nationalität des Gemüses orientirt sein.

Am Bekanntesten ist es wohl, daß die Kartoffel aus Chile stammt und gegen das Jahr 1550 von den Spaniern nach Europa gebracht wurde. Die Runkelrübe ist in Persien zu Hause, und die Zichorie in Indien. Die Tomate kommt aus Peru, die Gurke ist in Indien beheimathet, und der Kürbis in Südamerika. Der Spinat hat aus dem nördlichen Asien die Reise zu uns gemacht, während die Petersilie am Mittelländischen Meere ihre Heimath hat. Die Artischocke stammt von Eltern, die theils in Marokko, theils auf den Canarischen Inseln und in Madeira wohnen. Die Sellerie wohnt in der ganzen gemäßigten Zone. Die Zwiebel ist in Sibirien zu Hause.

Von einer Reihe von Gemüsearten kennt die Wissenschaft bis auf den heutigen Tag noch nicht die Heimath. So weiß man zum Beispiel kein bestimmtes Heimathland für das Radieschen und die Mohrrüben anzugeben.

Mißverstandene Erlaubniß.

Papa (der eben ins Zimmer tritt, als sein Sohn mit beiden Füßen auf dem Piano herumspringt): „Fritz, wirst Du gleich herunter, was fällt Dir denn ein?"

Fritzchen: "Ja, Mama hat mir erlaubt, auf dem Piano zu spielen."

Betrachtung einer Ehefrau.

„Merkwürdig, je mehr ein Mann vor Wuth kocht, desto roher wird er."

Resolut.

„Ich kann dir nur rathen, liebe Freundin, verzichte auf's Heirathen; von hundert Männern taugen neunundneunzig nichts."

„„Nun ja, dann heirathe ich eben den hundertsten.""

Ein braver Ehemann.

„Fritzchen, wer hat denn bei Euch den Hausschlüssel?"

„Mama."

„Und den Kassenschlüssel?"

„Auch Mama."

„Was hat denn Papa?"

„Den Uhrschlüssel."

Er kennt sich aus.

„Sagen Sie 'mal, wie kommt denn unser Wirth zu dem zerkratzten Gesicht?"

„Ich glaub', dem ist wieder amal a' Haf' in's G'sicht gesprungen!"